

Unterhaltungsbeilage

der „Saale-Zeitung“

Nr. 10

Dienstag, den 13. Januar

1920

Gundor.

Roman von Elisabeth Rubinstierna-Wenster.

(14. Fortsetzung. Handbuch überlesen.)

„Meine liebe kleine Gundor!“

„Schon Anfang August kamst Du mich in Schweden erwarten — also in drei Monaten. Ich muß jetzt nach England reisen und werde mich dort einige Zeit aufhalten. Es ist ein geschäftliches Unternehmen, für das ich mich sehr interessiere und von dem mir ein kürzlich hier eingetroffener Handelsmann Mitteilung gemacht hat. Auch eine kleine Reise muß ich bei dieser Zeit mit, wie ich es wünsche. Du darfst Dich deshalb nicht beunruhigen, wenn meine Briefe seltener eintreffen als bisher. Ich kann meine Gedanken jetzt von dem allernächsten Lieblingen nicht lassen.“

„Es handelt sich um viel für uns beide, das wirst Du begreifen, und wenn man sich ein Ziel gesetzt hat, dann muß man es auch zu erreichen suchen. Wenn es mir gelingt, jetzt das zu erreichen, was ich mir, dann ist unsere Zukunft gesichert. Es wird mir sehr sonderbar vorkommen, wenn ich wieder in Schweden bin, wo natürlich noch alles auf demselben Fleck steht wie bei meiner Abreise. Die Schweden haben keinen Unternehmungsgeist, sie verschlafen ihre eigenen Fähigkeiten. Hier in America lernt man arbeiten. Es ist unerbötlich, wieviel Energie ein Eingeborener hier entwickelt, um sich ein bestimmtes Kapital zu erwerben. Dann erst wagt er aus, kauft sich eine Farm und genießt sein Leben. Mehr kann ich heute nicht schreiben. Ich muß bis morgen früh durchaus noch einige Zeichnungen fertig machen.“

„Melancholy bedrückt sehen wir uns ja nun bald, und ich freue mich, meinen Landsleuten zeigen zu können, daß ich hier draußen nicht Schiffsruder gelitten habe.“

„Gute Nacht, Kleine, die Uhr auf meinem Tisch zeigt halb elf. Ich habe mir schon zu viele Minuten abgehohlet. Wenn Du diesen Brief abends erhältst; dann schlaf gut und trägst! Dies wünscht Dir Dein Alf.“

„Nach langer Zeit kam mir der Brief in der Hand in diese Gedanken verfallen da. Arbeitete Alf nun wirklich freudigen in übertrieben? Konnte sie noch glauben, er habe nur für ihr Glück, keines und ihres zusammen, aber hatte eine bämische Gewalt Macht über ihn bekommen?“

„Sie hatte schon öfters darüber nachgedacht, aber jetzt betraute sie die nagenden Gedanken mit dem Trost: Wenn er erst hier ist, dann wird es anders, dann bin ich auf neue keine kleine Prinzessin, und bei meinen Bestohlungen wird er den fieberhaften Arbeiter vergessen!“

Einiges Kapitel.

„Im Kampf mit dem Drachen.“

„Alf! Endlich, endlich!“

„Schon ehe der Zug in den Bahnhof hineingefahren war, hatte Gundor ihren Freund am Fenster eines Wagens zweiter Klasse entdeckt, und dann war sie mit dem Wagen vorwärts gelaufen, unauffällig sitzend und mit einem strahlenden Lächeln auf ihrem abgemagerten Gesicht. Welch ein Glück auch, daß es gerade Sonntag war, wo sie nicht an das Geschäft zu denken brauchte!“

„Er sprang aus dem Wagen und drückte ihr fest die Hand. Sie sah ihn vertrauensvoll und glänzend in die Augen; doch gleich nachher trat ein enttäuschter Ausdruck in die Augen; denn sein Blick ruhte nicht eine Sekunde lang in ihrem, sondern tief schief und durchdringend über die Leute hin.“

„Willkommen daheim!“ sagte sie leise. „Ich danke dir. Ja, nun heißt es rasch zugreifen, das heißt, der heutige Tag soll ganz nur dir gehören. Wir haben sehr viel zu besprechen. Hast du mit nach dem Hotel?“ Er briff einem Gepäckträger.

„Hier, nehmen Sie die Hufschachtel und die Meistachse; zwei Kollid und hier ist der Gepäckbeutel! Nach dem Grand Hotel, aber rasch!“

„Seine Stimme ist nicht mehr die alte,“ dachte Gundor. Sie war lauter geworden, als wolle sie sich immer selbst beim stärksten Geheiß vernehmlich machen, und der Tonfall selbst war mehrwärtig futz und hart. Nun mußte sie ihm wohl klar machen, daß sie nicht mit ins Hotel gehen konnte, denn das wäre für sie ein wenig gerührt. „Wäre es nicht besser, wir machten einen Det aus, wo wir zusammenkommen, wenn du ein wenig gerührt bist?“

„Warum denn?“ Du kannst ja warten, bis ich den Staub losgeroben bin. Dann freilich, wir miteinander.“

„Ich fürchte, es wäre für eine kleine Mißverständlichkeit ratlos. Den Gesetzen des Herkommens zu trotzen,“ sagte sie scherzend.

„Dummheiten!“ Er legte seinen Arm in den ihrigen, nahm eine Droschkennummer vom Portier und fand bald den bestimmten Wagen.“

„Grund Hotel!“ sagte er zum Kutscher. Gundor wurde rot vor Zorn und Demütigung. Sie mußte sich Gewalt antun, um ihm nicht zu sagen, daß er sie wie einen ihm gehörigen Gegenstand behandle.

„Er wollte den Arm um sie legen, aber sie schob ihn weg. „Was soll denn das heißen, Gundor?“

„Lieber Alf, wir müssen warten, bis wir allein sind.“

„Warum denn?“ Ich habe unsre Ringe in Göteborg gekauft. Jetzt ist es ja besser, mir machen unsre Verlobung bekannt. Habe ich es dir nicht in meinem letzten Brief geschrieben?“

„Nein, in der letzten Zeit hast du eigentlich nichts weiter geschrieben, als wie eilig du es habest.“

„Ich hab' auch geschickt.“ Er schob den Hut zurück und fuhr sich mit der Hand über die Stirne. „Aber das ist elenerlich, wenn die Zukunft jetzt einermachen so wird, wie ich sie haben will. In der nächsten Zeit werde ich nun allerdings wie ein Hochzeitsknecht zwischen hier und Vorkland bin und her fahren müssen; in ein weiteres Jahr vergangen ist, kann von Ausbruch gar keine Rede sein.“

„Es scheint mir aber, als ob dir etwas Ruhe recht not täte, Alf.“

„Nein, nein, ich bin stark wie ein Bär,“ versicherte er nervös. „Du darfst mich nicht verzärteln, Gundor, das kann ich nicht ertragen, und du darfst mich auch nicht daran hindern, meinen Willen durchzusetzen. Verschick mir das!“

„Allem Anschein nach kann ich das auch gar nicht, versetzte sie betrübt. America hat dich sehr verändert, Alf.“

„Zwischen denn?“

„Du bist — ja, ich glaube, man könnte dich selbst-made nennen.“

„Ja, America hat mir die Muskeln geklärt und mich gelehrt, daß man kann, was man will.“

Gundor erwiderte nichts, aber trotz aller Selbstbeherrschung traten ihr die Tränen in die Augen. Ein Gesicht bitterer Enttäuschung übermannte sie. Da sah sie nun neben dem Manne, nach dem sie sich in langen Jahren gesehnt und auf dessen jüdische Liebesmorte sie gemauert hatte, wie auf eine unaussprechliche Labung, und hörte ihn Neben halten über häßliche Freiheit, Fortschritt, Arbeitsverhältnisse, laute Fragen, die an und für sich freilich groß und wichtig waren, die aber in diesem Augenblick mehr als jemals im Vergleich mit ihrem eigenen Glückseligkeitsgefühl eine Spur von Wert für sie hatten.

Während des Frühstücks machten sie den Tagesplan, das heißt, Alf bestimmte ohne weiteres. Es sollte noch Selbsthaben gefahren werden; an diesem herrlichen Augustsonntag habe man keine Veranlassung in der dampfigen Stadt zu bleiben. Gundor ging bereitwillig auf den Vorschlag ein. Dort draußen würde sie vielleicht im Verein mit noch einer Macht, die der Natur, den alten Alf hervorgerufen können. Möglichlich ließ er das Mädchen von dem kleinen Jungen ein, der ins Reich der Schneefröhen gekommen und dort fast erfroren war. Es war ihm ein Glaspflöcker von dem Zauberspiegel ins Auge geflogen, und so kam er das nicht mehr

weisen, und der biologische Familienforscher kann leichter Angaben über jene Familien als über diese. So liegt denn in der Erblichkeitsliteratur bereits eine ansehnliche Sammlung von Studien über merkwürdige Anomalien und ihre Vererbung vor.

Vor einer Anzahl von Jahren erstattete der schwedische Forscher Dr. R. Nylander Bericht über ein nordländisches Geschlecht, in dem 25 Mitglieder, die sich auf vier Generationen verteilten, Mißbildungen an den Händen hatten. Die meisten dieser vieljährigen Personen hatten zwei, manchmal drei oder vier Daumen an jeder Hand. Ein Individuum war sogar mit zehn Daumen begeset — also im ganzen mit achtzehn Fingern. Die Daumen eines anderen Familienmitgliedes sahen zwar bei flüchtigem Zusehen wie die gewöhnlicher Leute aus, wenn man sie aber anfahnte, bemerkte man, daß sie aus drei Gliedern bestanden. Ein Diagramm der Familie zeigte, daß der Vorfahr von Vater oder Mutter geradenwegs auf das Kind überlag. Es wird also keine Generation übersprungen. Alle Mißgebildeten, die sich verheirateten, hatten mindestens ein Kind mit fehlerhaften Händen, ungeachtet, daß die Mütter — oder der Vater — regelmäßige Hände hatten. Diese und andere Umstände sprechen dafür, daß die Vielfingerigkeit dem dominanten Vererbungsgemisch folgt, d. h. ohne Unterbrechung von Generation zu Generation wieder auftritt. Daß dies wirklich der Fall ist, wird durch eine kürzlich veröffentlichte norwegische Familienuntersuchung ausgezeichnet bestätigt.

Bei ihren angeordneten familienbiologischen Untersuchungen an norddeutschen Bauern hat die ausgezeichnete Erblichkeitsforscherin Professor Christine Bonnewie, die Leiterin des Instituts für Erblichkeitsforschung an der Universität Christiania, zahlreiche Fälle übermäßiger Finger angetroffen. Sie hat gefunden, daß die Mißbildung nicht nur bei vereinzelt Individuen, sondern gleich bei mehreren Personen der defekten Familie auftritt, wobei diese Fingererben meist verschiedenen Generationen angehören. Weiter hat sie ergeben, daß diese Handanomalien keineswegs überall von gleicher Art sind, sondern sich auf recht verschiedene Weise äußern. Sie können, wie die Herzgebe nennen, „präaxial“ sein, d. h., es findet sich eine besondere Daumen an einer Hand oder auch an beiden. Dieser Fall ist bisweilen weiter durch Verwachsungen kompliziert; die beiden Daumen, der gewöhnliche und der übermäßige, sind zu einer dreiten, platten Bildung verwachsen. Die Mißbildung kann indessen auch postaxial sein und dann darin bestehen, daß sich an einer oder an beiden Händen ein „übermäßiger kleiner Finger“ findet. Diese übermäßigen Fingererben sind meist häufiger als präaxiale. Kennzeichnend für jede Familie ist nun die Art der Mißbildungen; sie betreffen immer ganz bestimmte Finger und folgen auch einem bestimmten, gewissen Familienchema; manchmal kommt auch ein gradueller Unterschied zwischen den einzelnen Personen vor. Neben dieser familienhypothetischen Fingeranomalie trifft man indessen auch eine unregelmäßigere, und wenn man alle Beobachtungen zusammenstellt, zeigt es sich deutlich, daß man bei der Befragung erblicher Fingererben zwischen zwei ganz ungleichen Gruppen unterscheiden muß.

Die eine Art tritt mit anderen Fehlern gekoppelt auf; mit Hosenfalte, Wolfstraden, Selbstschwäche usw. Das Auftreten dieser Gruppe in einer Familie variiert stark — Vielfingerigkeit bei einem Individuum und Verwachsung bei einem anderen. Ein englischer Arzt hat so Mittelungen über eine Familie gemacht, in der ein Mitglied eine Hosenfalte besaß und sechs Zehen an jedem Fuß hatte, ein anderes jedoch Zehen an einem Fuß, sieben an anderen und einen übermäßigen Daumen an der einen Hand aufwies, während ein drittes Familienmitglied mit Hosenfalte, Wolfstraden und mit Hautfalte zwischen der ersten und der zweiten Zehe jedes Fußes behaftet war. In solchen Familien kann man nun die Fingeranomalien nicht als isolierte Eigenschaften auffassen, die sich als solche vererbt. Sie müssen als sekundäre Erscheinung angesehen werden, die von einem tiefgehenden, erblichen Familienfehler hervorgerufen werden, einem hemmenden Faktor, der während in verschiedenen Organen eintritt.

In der zweiten Gruppe trifft man dagegen auf charakteristische und für jede besondere Familie typische Mißbildungen an den Fingern. Hier fehlen diese Abnormitäten ein primärer Ausdruck einer selbständigen, streng lokalisierten, erblichen Anlage innerhalb der betreffenden Familie zu sein. Nur in Familien dieser Art kann man von

der Erblichkeit des Fehlers sprechen, und nur hier lohnt es sich, die Gesetze der Vererbung zu erforschen.

Nicht nur die schwedische, von Nylander beschriebene Familie, sondern auch Familien in anderen Ländern, die von Magnus, Dabonport und Plate beschrieben sind, unterstützen die Annahme, daß die Vielfingerigkeit eine dominante Eigenschaft ist, die sich von den Eltern auf die Kinder vererbt, ohne ein Zwischenglied zu überspringen. Das Material, auf das sich die Untersuchungen von Christine Bonnewie stützen, betrifft Familien, die hauptsächlich im Storevedal, in Ringebu und Drammen wohnen. Die von gewöhnlichen Leuten abweichenden Individuen haben alle einen zweiten kleinen Finger, der an der rechten Hand am stärksten ausgebildet ist. Der übermäßige Finger sitzt an der Wurzel des kleinen Fingers fest, in manchen Fällen ist er mit ihm am Grunde verwachsen, was bewirkt, daß beide Finger gleichzeitig bewegt werden. Doch sich dieser Fehler nur als dominante Eigenschaft vererbt, erkennt man klar aus den Aufzeichnungen über eine Familie in Storevedal. Auch was die Anzahl der Personen mit normalen und abweichenden Händen betrifft, liegt gute Lebensmitteilung mit den Forderungen eines dominanten Erbes vor. Besitzt eine Person mit übermäßigen Fingern die Anlage von beiden Eltern, so nennt man sie heterozygot, hat sie diese nur von einem von ihnen, so nennt man sie heterozygot. Dies letzte ist in der erwähnten Familie der Fall. Verheiratet sich eine solche Person mit einer anderen, die normale Hände besitzt, so sollte man erwarten, daß die Hälfte der Kinder aus dieser Ehe die Mißbildung erben. Das stimmt auch; in sechs Ehen findet man 26 Kinder, von denen elf vielfingerig sind. Gemäß sollten es dreizehn sein, aber der Selbstbeitrag erklärt sich daraus, daß sich in der einen Ehe nur ein Kind findet, und daß die Mißbildung in einer anderen Ehe nur spurweise auftritt.

In einem anderen, von Bonnewie beobachteten Fall hat der Vater der Familie sechs Finger an der rechten Hand. Er ist zweimal verheiratet gewesen, und jede Frau gebar ihm sechs Kinder. Die der ersten Ehe besitzen nun normale Hände, während die Kinder der zweiten Ehe außerdem noch sechs Zehen an einem oder beiden Füßen aufweisen. Das ist auf den ersten Blick eine ziemlich merkwürdige Verteilung. Wahrscheinlich besaß die Frau vorher irgend einen hemmenden Faktor, der das Durchdringen der Anlage unmöglich machte. Interessant ist übrigens, daß alle von Bonnewie geschilderten norwegischen Familien, in denen sich die Vielfingerigkeit vererbt, mit an Gemäßigten grenzenden Wahrscheinlichkeit sich auf keinen Ursprung zurückführen lassen, der vor 250 Jahren gelebt hat. Zwar liegen keine Mitteilungen darüber vor, daß dieser Mann sechs Finger besaß oder es wäre von großem Interesse, festzustellen, ob diese anormalen Familien, die jetzt an verschiedenen Stellen in Norwegen wohnen, ohne etwas von ihrer inneren Verwandtschaft zu wissen, auf einen gemeinsamen Ursprung zurückgeführt werden können. Man muß der energischen Forscherin recht geben, wenn sie meint, die Wahrscheinlichkeit spreche dafür, daß die Anomalie überall auf dieselbe erbliche Anlage zurückgeht, die im Lauf der Jahrhunderte, Generation nach Generation, auf verschiedene Teile des Landes gestreut worden ist. Hier liegt also ein neues Beispiel für den hartnäckigen Konseratismus der Erbanlage vor.

Was endlich die Ursache der Vielfingerigkeit betrifft, so dürfte sie in einem inneren Moment zu suchen sein, in einer bis auf weiteres unbekanntem Ungleichheit des Keimplasmas. Denn nur Mißbildungen dieser Art — also keine durch äußere Anlässe verursachten — sind erblich.

Literatur.

Ludwig Rubiner, „Die Gewaltlos“, ein Schauspiel ist erschienen bei Gustav Kiepenheuer Verlag, Potsdam — Berlin.

Heft 11 der „Neuen Schaubühne“ (Verlag die „Neue Schaubühne“ in Dresden) enthält: Heinz Reiter: Das Theater als Tat; Katharine Tischendorf: Der wahre Sinn der griechischen Katharsis; Max Herrmann: Die Laube der Seligen“ mit Bühnenbild von Hans Blant; Wilhelm Ullrich: Goethe und die Gestaltung der Zeit; Theater-Berichte aus Berlin, München, Düsseldorf von Max Herrmann-Nelke, Herm. Klotz, H. W. Reim u. a.

In beziehen durch die Goethe-Buchhandlung, Gallea, S. G. M., Hirschstr. 43, Fernruf 4025.

sehen, was er früher lieb gehabt hatte. Und sie dachte: „Amerita ist die Schneekönigin. Als ich in ihrer Umarmung erharret. Aber ich werde doch wohl imstande sein, das Eis aus seinen Augen fortzutreiben.“

„Du hast einen häßlichen Mantel an“, sagte Alf, als sie das Hotel verließen und ihm in Arm nach der Kaffeegebinde. „Du arme Kleine hast es wohl in all den Jahren recht schwer gehabt! Aber nun wird alles gut werden.“

Ob sie sich vorhin zum Frühstück niedergesetzt hatten, hatte er in aller Eile den breiten glänzenden Verlobungsring angeheftet und sie gefüßt. Dann hatte er auch den feinsten angeheftet, aber fast mit derselben Gleichgültigkeit, mit der man einen Ring um seine Serviette legt, um sein Eigentum zu recht festzuhalten. Guntvor hatte mit Absicht ihre linke Hand umhandelsüchtig gelassen. Kein und einmal lag sie auf seinem Hocharmel. Jetzt erst sah sie, wie sorgfältig und modern er gefellebt war, elegant bis an die Grenze des Cigariertums, aber doch bis in die kleinste Einzelheit zu nehmen, um irgend etwas Schöneres, Hebrerisches an sich zu haben.

Und ihr Mantel! Ja er war häßlich, da hatte Alf recht. Wie ein armsüchtiges, nicht hergebräutes Unhängsel kam sie ihm plötzlich neben ihrem häßlichen Kavalier vor; aber bei diesem Gedanken richtete sie sich unwillkürlich gerade auf, während sie zugleich eine gewisse Bornhaftigkeit über ihr ganzes Wesen legte. Alle ihre aristokratischen Begriffe schwellten plötzlich in ihr auf, wie niedergetretenes Gras anmohnte, aber das ein Windstoß hingefahren ist und es niedergewieft hat.

Nis sie in Stallhöfen anlangen, schlugen sie gleich den Weg nach dem Walde ein. Alf tat einen tiefen Atemzug und hob den Kopf. Er lag mit Wonne den Laubbüsch ein- und Erinnerungen an seine Kindheit erwiderten in seinem Herzen. Damals hatte die Mutter keine Flüßlinge mit ihm gemacht; sie hatte ihm Märchen erzählt vom Walde mit seinen Bäumen und von der Helde mit ihren Blumen; alles miteinander, der Wald und das Meer und die Berge und die Bäume, alle hatte die Mutter ihm mit liebendem Verständnis nahe gebracht.

Alf lächelte im Gedanken an jene Spaziergänge, aber sein Magen war ein starrer Zug, der sich um seine Rippen legte. Guntvor beobachtete ihn. Er schlang seinen Arm um sie und legte den ihrigen auf seine Schulter, aber trotzdem hatte sie das Gefühl, als sei er weit fort. Eine Liebeslösung bedeutet nur wenig, wenn sie nicht die Folge eines warmen, innigen Gedankens ist. Als Guntvor Alf jetzt lächeln sah, wusch ihr der Mut wieder, und gleich als ob sie den Ursprung des Lächelns ahnte, fragte sie: „Du wirst natürlich deine Mutter recht bald besuchen?“

„Ja, sobald ich einiges erledigt habe, fahren wir miteinander hin.“

„Ich werde mich wohl nicht freimachen können.“

„Das Atelier wird sofort aufgegeben. Du siehst abgegriffen aus, und ich will eine gesunde Frau haben.“

„Ich bin nicht krank.“

„Wieviele nicht, aber du bist überanstrengt. Komm, wir legen uns hier ein Plüschchen ein. Er zog sie sanft neben sich und ließ sie auf den Boden sinken. Er und Guntvor saßen sich und neigte sein Gesicht dicht zu dem ihrigen hin.

Da schlang sie leidenschaftlich die Arme um seinen Hals. „Alf, Alf! Wenn du wüßtest, wie ich mich nach dir geföhnt habe! Ach, wie einsam bin ich die ganze lange Zeit hindurch gewesen. Aber ich sage das nicht, um mich zu beklagen, denn es ist mir nie ganz unentzählich geworden, nur bisweilen schwer gewesen. Weißt du, ich mußte mich ja in ganz neue Verhältnisse einleben.“

„Ja allerdings“, erwiderte er und küßte sie auf ihren eifrigen, warmen Mund. „Da siehst du es selbst, meine kleine Prinzessin hätte nicht in eine arme Hütte gepößt. Aber nun wird bald der Grundhof am Schloß gebaut, und wenn es dann stolz wie eine Ritterburg da steht, dann führe ich dich hinein, dann ist der Brauch befestigt.“

„Der Brauch? Hast du denn das Gabeltisch noch nicht überwunden?“

„Nein, noch nicht. Denn jetzt steht es mich hinter Kommodi und Perleinen hervor ein wenig. Ich bin an. Aber über Kapital und Arbeit hat es an die Dauter seine Macht. Meinich du, die beizugehen werden mit Guntvor vom Hartwegs Präsidentsamt zurecht sein, wenn ich mich nun als der künftige Direktor und Aktienbesitzer bei einem der größten Sägewerke vorstellen kann?“

„Ja natürlich, lieber Alf.“

„Natürlich. Aber der Ingenieur Raimberg, der uns

schüchtern die Leute glauben ließ, er sehe als ein Glühes jünger nach Amerika, meinst du, er wäre anerkannt worden?“

„Ach Alf, du wirst dich doch nicht um Antisipien kümmern, die niemand im Ernst geküßert hat!“

„Das versteht du nicht, weil du einer andern Klasse angehörst als ich. Trotz Armut und allem andern hast du dich doch immer als zu den oberen Reihen gehörend geföhlt.“

„Ach, nun wollen wir uns doch nicht um soziale Rang-Klassen streiten. Geduld es dir nicht, wenn ich sage: Ich bin dein und du bist mein, so lange die Liebe währt.“

„Nein, es ist zwar viel, aber es genügt nicht. Jeder Mensch hat in mir leicht nach Unabhängigkeit.“

„Und Macht“, sagte sie leise hinan.

„Ja, auch das. Mit einem Mitteldeing besänige ich mich nicht. Aber jetzt wollen wir ein wenig von dir sprechen, Guntvor. Du wirst also das Atelier aufgeben?“

„Wobon soll ich denn leben, Alf?“

„Ich verdiene für dich, meine ganze Arbeit geschieht ja streng genommen nur für dich.“

„Meinst du, ich soll Geld von dir annehmen?“

„Ja, kommt dir das so schwer vor? Als meine Frau kannst du dir ja später auch nicht den Brot verdienen.“

„Aber das ist ja etwas ganz andres, lieber Alf.“

„Nein, das sind Worte, weiter nichts. Du kannst doch logischerweise nicht meinen, es ändere etwas an der Sache, wenn ein Parcer den Segen über uns gesprochen hat? Jetzt bist du mein, warum sollte ich da nicht für dich sorgen?“

Guntvor erinnerte sich in diesem Augenblick ganz deutlich an jenen Abend, wo er ihr angeboten hatte, ihr die zehn Kronen zu dem Sprachkursus zu leisten; damals hatte sie die Art, wie er den Kopf schlug gemacht, rüchlos und unseiner gefunden, und sie empfand jetzt gerade wie das mal. Wenn etwas mochte es groß oder klein sein, in Widerspruch mit seinem Willen kam, erhob sich dieser wie ein anspruchsvoller Despot. Guntvor hatte das Gefühl, es verlange er unbedingten Gehorham von ihr. Sie sollte sich seinen Bestimmungen unterordnen ganz wie seine übrigen Angehörigen. Die Herrschaft über sie in seinen Worten nicht so heftig scharf hervorgetreten, wie jetzt in seiner Persönlichkeit, und es quälte sie, daß er sie nur in ihrem gegenfeitigen Verhältnis zu einander sah und sich nicht als zwei einzelne Menschen. Ach, sie wünschte so sehr, über diesen ersten Verbleibenfall solle heller Sonnenschein und inniges Verständnis strahlen! Ihr Leben war nun so lange dicker geworden, sollte nun nicht einmal seine Gegenwart die Wolken vertreiben können?

Der schwerste Kampf.

Von O. Cordes (Stremen).

(Nachdruck verboten.)

Er. — Als Karl Peters aus der französischen Gefangenschaft zurückkehrte, war das erste bekannte Gesicht, das ihm auf deutschem Boden begegnete, das seines Nachbarn und Jugendfreundes Jan Tiedens.

Obgleich beide Männer sich sehr verändert hatten, erkannten sie einander sofort.

Der eine war von tropischer Sonne gebräunt und von schwerer Zwangsarbeit fast zum Skelet ausgeemgert; den andern hatten die Hungerjahre vor der Zeit gealtert und sein Haar an den Schläfen gebleicht.

„Al . . .!“

„Jan!“

Und dann lagen sie sich in den Armen.

Doch nur einen Augenblick; da machte sich der Heimgelächte los und blickte einlehen.

„Wo ist Marie?“

„Marie . . .“ nicht hier . . . komm, . . . ich uns hineingehen.“ Der Sprecher, dessen Zähne wie in plötzlichem Fieber hörbar aufeinanderstöhnten, zog seinen Freund durch das Gedränge.

Hier jubelten Kinder, die ihren zurückgekehrten Vater umringelten, dort lag ein junges Weib an der Brust des Gatten, ein altes Mütterchen schluderte laut vor Freude aber den wiedergefundenen Sohn, ein Papagei, den ein zurückgekehrter Gefangener mit sich schleifte, freischte, und in all dem Trubel liefen junge Mädchen mit Erfrischungen umher.

Endlich gelangten die Freunde in eine stille Ecke des Wartesaals, wo nur wenige Leute an einem Tische saßen, doch vergeblich bildete sich Karl Peters nach seiner Frau um.

„Wo . . . wo ist sie? Sie ist doch nicht krank?“

„Arant . . . nein!“

„Mein Gott . . . Mensch . . . wie siehst du aus? Was hast du? Es ist doch zu Haus kein Unglück passiert?“

Die Nachbarn blickten auf die beiden Männer und hielten in ihren Gesprächen inne.

„Sel tuhig . . . Rall . . . du mußt dich zusammen nehmen . . .“

„Was ist? So sprich doch . . . ist sie tot?“

Die Umstehenden hielten den Atem an.

„Tot? Ja . . . sie ist tot!“

„Ma . . . rie!“ Wie von einem Rollenstoß getroffen, sank der Kopf des Mannes auf die Tischplatte.

„Der Arme!“ schlüßerte eine junge Frau ihrem Manne zu, der ebenfalls die Geschehnisse darg trug.

„Und wie konnte er ihm das so schonungslos sagen!“

marrie eine Stimme vom Nachbartsche.

Der Geliebte hörte es nicht. Wie hilflos irren seine Augen über die Menge. Dann rief er seinen Freund an.

„Rall!“

Doch der Unglückliche gab kein Lebenszeichen von sich.

„Rall . . . so hör doch!“ Er rüttelte ihn am Arm.

Doch der Angerufene richtete sich nicht.

„So hör doch! . . . Rall . . . Marie ist nicht tot!“

„Nicht . . . tot?“

Wie ein Pfeil schloß der Mann in die Höhe.

„Du mußt dich fassen . . . Marie ist nicht tot, . . . nur für dich ist sie tot!“

„Sie ist . . . nicht tot? . . . Mensch!“ Der Gesagte sprang auf.

Die Nachbarn, in Erwartung eines Dramas, fuhren ebenfalls in die Höhe.

„Rall . . .“ um Gottes Willen . . . wie soll ich es dir sagen . . . Marie . . . Marie hat sich wieder verheiratet.“

Ein Aufschrei erfolgte.

Schwer fiel der Gemarterte auf seinen Platz zurück.

Marie . . . seine Marie . . . in eines andern Armen?! Sein Weib, an das er Tag und Nacht in der Fremde gedacht hatte!

Die Dede des Wartesaals drehte sich, all die neugierigen Gesichter um ihn herum, erhellten ihm wie Teufelsstrahlen, die sich an seiner Verweigerung weiden.

Er fuhr auf und stürzte zum Ausgang.

In Todesangst ließ sein Freund hinter ihm her.

Erst draußen, als der kalte Schneewind den Männern ins Gesicht blies, kam Karl Peters wieder zur Besinnung.

„Rall . . .“ laß es dir nicht so zu Herzen gehen . . . so sprich doch wenigstens.“

Der Angerufene blieb stehen.

„Und wer ist es? . . . sag?“

„Ich . . . ich bin es!“

Jan Tiedens wich vor ihm zurück; seine Lippen wurden so weiß wie der Schnee zu seinen Füßen.

„Du . . . du Schuft!“ Im nächsten Augenblick umkrallten Eisenfinger seinen Hals.

„Al . . .!“ würgte der Bedrohte aus seiner Kehle heraus, . . . „den“ an die Wefel!“

Da loderte sich die Schlinge. Wie eine Bißon sah Karl Peters sich und seinen Freund als Kinder an der Wefel spielen; er fiel ins Wasser und Jan zog ihn mit Lebensgefahr heraus.

„Wir sind quit . . . Jan Tiedens!“ antwortete er dumpf. Aufstehend schloß der andere nach seinem Halse.

„Aber ein Schuft bist du doch!“

„Ich bin kein Schuft, Rall . . . ich habe mich das Brot vom Munde abgepart, um deine Rinder zu füttern . . . Du weißt nicht, wie es damals hier ausah . . . fünf Kartoffeln den Tag, das höchsten höchste Brot, halboverfaulte Steintuben . . .“

„Deshalb brauchst du mir nicht mein Weib zu stehlen.“

„Ich habe es nicht gestohlen. Marie hat ehlich um dich getrauert, als deine Todesnachricht eintraf. Wer konnte damals ahnen, daß es ein Versehen war?! Dann ging das Gesicht zurück; ein Geselle nach dem anderen wurde eingezogen! . . .“

„Aber Marie bekam doch Unterkühlung?“

„Meinst du, daß sie davon mit den Rindern leben konnte? Marie ist nicht so kräftig wie andere Frauen. Dein Verlust hatte sie juchend heruntergebracht . . . dazu die Unterernährung . . . Die Kinder schliefen nach Essen . . . ich war der Einzige, der sich um sie kümmerte, denn jeder hatte mich selbst genug zu tun, um nur durchzukommen . . . meines Pflegers am Bein wegen brauchte ich ja nicht mit und mußte nur Hilfsdienst tun . . . glaube mir . . . wenn ich nicht gewesen wäre, läge Marie längst im Grabe.“

„Da soll ich dir auch wohl noch danken!“ antwortete der Freund, mit schmerzlicher Schärfe im Ton.

„Danken, nein; aber lädere unsern Frieden nicht, . . . geh wieder ins Ausland.“

„Das fällt mir ein! Mein Weib will ich wieder haben.“

„Rall . . .!“

„Ich fordere sie um Gericht!“

„Ich stehe dich an . . .“

„Ich muß sie sehen . . .“

„Das darfst du nicht . . . sie könnte wieder davon besessen sein . . . sie erwartet ein Kleines!“

„D . . . daß du mir das getan!“

Der Mann verfallte sein Gesicht mit den Händen.

„Ich bin nur ein Mensch . . . und liebe Marie . . . ich meine Rinderagen.“

„Du hast sie natürlich zur Heirat gebrängt.“

„Das habe ich nicht! Darum soll ich das? . . . Du warst mir doch nicht im Wege . . . aber ich ging bei ihr ein und aus . . . die Nachbarn wußten es . . .“

Der Heimgelächte schüttelte.

„Denke daran, Rall, daß du Marie unglücklich machst, wenn sie erfährt, daß sie zwei Männer hat . . .“

„Aber wo soll ich denn hin?“

„Geh nach Brasilien; die brasilianischen Häfen sind wieder den deutschen Schiffen geöffnet.“

„Aber ich habe nicht die Mittel.“

„Das Geld zur Ueberfahrt habe ich dir mitgebracht.“

„Ohne Geld kann ich drüben nichts anfangen.“

„Wenn du mit deine Ankunft meldest, so schicke ich dir sofort einen größeren Wechsel.“

„Wie kannst du das Geld aus dem Geschäft nehmen?“

„Das laß meine Sorge sein . . . ich werde Tag und Nacht arbeiten wenn nur Marie nichts erfährt.“

„Aber . . . die Kinder . . . meine Armbet!“

Tränen stürzten aus den Augen des unglücklichen Peters.

„Ich habe sie adoptiert und halte sie wie meine eigenen. Auch die Geburt des Kleinen wird daran nichts ändern.“

„Wie geht es Fritz?“

„Er ist schon in der Lehre; er will Schlosser werden.“

„Und Hanni?“

„Sie lernt das Nähen.“

„Ist sie denn schon konfirmiert?“

„Nein, vorm Jahr . . . sie wird grad so, wie Marie früher war . . . daselbe rauhe Blondhaar . . . die Männer sehen ihr bereits nach. Es ist auch ein junger Techniker da, aus adäbarer Familie . . . ich glaube, die Kleine hat ihn gern . . .“

„Rall . . .“

„Wann du nun kommst, gibt es einen Skandal . . . der junge Mann zieht sich womöglich zurück . . . willst du das Glück deines Kindes zerstören? Willst du Marie in den Tod jagen?“

Ein schwerer Kampf spiegelte sich in dem ausdrucksvollen Gesicht des Mannes.

Bis er gegangen wurde, hatte er viele Kämpfe im Offen und Wehen durchgesehen; aber dieser Seelenkampf war der schwerste.

„Nein, nein . . . ich gebe wieder!“ Röhnte er auf.

Da beugte sich Jan Tiedens zu der rauhen Hand des Freundes nieder und küßte sie demütig. „Al . . . Rall, noch auf meinem Totenbette werd' ich dir danken!“

Ueberzählige Finger und Zehen.

Neue Gerüchte über Forschungen.

Die bisher ausgeführten Untersuchungen über Erbslichkeit beim Menschen haben meist Mißbildungen und Krankheiten zum Gegenstande gehabt. Das ist ganz natürlich. Die abnormen Eigenschaften treten seltener auf, als die normalen.

Renoir als Streifbrecher.

dingemorten in Laden oder Kaufhaus. Ober aber das Wort wird gar mißbraucht, mit Roterie und Spieß vermerkt.

